

Frauenlyrik

Autor(en): **Bogler, Marta / Dietschi, Cécil / Wiesinger-Maggi, Inez**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geist und Natur wurden durchscheinend, transparent. Beide wurden nochmals zusammengefaßt, zusammengeschaut von den größten Geistern der darauffolgenden unvergleichlichen Zeit. Die Kreaturen wurden nicht mehr fremd und feindlich, sie waren Kinder des Heiligen. Aber immer noch war es der Mensch, der Unteilbare, Unauflöslliche, der sich eine beseeltere Welt erschuf und in der Welt die Einheit, die Einung im letzten Grunde von Gott und Natur suchte: der Denker in den Schächten des Geistes, im Walten der Idee durch die Geschichte, der Dichter wiederum, der wie Hölderlin „mit entblößtem Haupte“ unter Gottes Gewittern stehend „des Vaters Strahl“ fassen wollte.

Von diesem Boden gibt es für uns kein Entrinnen. Wir sind den Dingen preisgegeben, erschreckenden oder staunenden Auges. Aber wir suchen und sehen nicht die Dinge, sondern uns selbst und — Gott. Würden wir das nicht mehr tun, dann wären wir vom innersten Grunde gelöst und angelangt bei der Zivilisation, beim Verfall. Unser Heil liegt innen, nicht außen. Die Welt im Osten und Westen mag ein Anderes suchen, wollen, anpreisen. Wir bleiben bei uns selbst. Das Unteilbare, nicht das Summenhafte, Quantitative; das Geheimnis, nicht die Vernunft; die Seele, nicht die Materie ist unser Ursprung, unser Wesen, unsere Heimat. Das Geheimnis der Weihnacht: die Gottgeburt in der Seele.

Frauenlyrik.

Die Auferstandenen.

Wenn sie tot sind, meine Träume —
wirklich tot im Winterland —
warum sind mir denn die Bäume
und ihr Blühen so verwandt?
Und als hätten sie die Farben
von den Hellen, die mir starben?

Warum wäre in das Klingen,
das die Vögel und die Winde
und die langen blauen Stunden
zu dem Lied der Ferne schlingen,
wie mein Eigenstes gewunden?

Sind sie heimlich auferstanden?
Gehen nun zur Ferne ein,
und die Bäume streift ein Schein
von den wehenden Gewanden?

Seit ich mit dem selben hellen
 Strome gleite — dessen Wellen
 in den Vögeln und den Bäumen
 zieh'n — den keine Ufer säumen —
 weiß ich nicht mehr was mein eigen —
 nur sein Sinken und sein Steigen —
 löst sich aus dem Lichtgeflimmer
 meine eigne Welle nimmer.

Gilles.

(Nach Watteaus Bild im Louvre.)

Aus welchen Fernen bist du plötzlich da,
 als ob sich leise Nebelschleier teilten?
 Wer hob dich aus der andern Fest heraus
 und hieß dich einsam stehn in weißer Seide?

Du bist doch der, um den sich alle drängten —
 Nun glitt dein Lachen weg — du bist allein.
 Und durch den Schleier deines Blickes träumt
 der Menschen große Einsamkeit und deine.

Und bist nun da — mit deinen müden Händen,
 den Händen, denen Taten nicht gelingen,
 die niederhängen wie gebrochne Schwingen,
 den Augen, die schon immer alles wußten —
 denn hinter allen Dingen stand das Nichts.

Und stehst, als lastete ein Unsichtbares,
 ganz ohne Hoffnung, in Gelassenheit —

Und doch, als hieltest du dem Schicksal stand,
 den unbewegten Blick in seinen senkend —
 Als wär' ein Letztes über allem Leide,
 daß man darüber steht in weißer Seide
 und Etwas an die Seele rührt — Genie.

Rodins Danaide.

Sie ist an ihrer langen Qual zerbrochen.

Der fremde, über sie verhängte Wille,
 der ihre Glieder bis zuletzt gespannt,
 ließ endlich den erschöpften Körper sinken.
 Und seiner Macht entglitten, fließt ihr Haupt,
 fließt Hand und blondes Haar der Welle nach,
 in namenloser Müdigkeit gelöst.

Sie muß nicht mehr, das sie nicht halten kann,
 das Köstliche — das kühle Lebenswasser —
 mit müden Händen immer wieder schöpfen,
 und es durch ihre Finger rinnen sehen,
 das niemals eines Menschen Durst gestillt.

In ihrem Traum von nimmermehr Erwachen,
 dem Traum vom Meer, in dem das Strömen ruht,
 spürt sie wie eine Güte noch den Stein,
 und sanft, als hülle er sie langsam ein.

Marta Bogler.

* * *

Befreiung.

Was glühen die Sonnen?
 Was scheint uns die Nacht?
 Sind unsere Wonnen
 durch Schmerzen erwacht?

Wir stürzen zusammen
 im rasenden Fall,
 umhüllt von den Flammen,
 versinkend im All.

Entkleidet der Hüllen
 wird Leben zur Flut.
 Die Flut wird zum Willen,
 der schlafend geruht.

Die Seelen zerfließen,
 verschlungen in Lust,
 um neu zu entspringen
 frei atmender Brust.

Wenn Taumel vergehen,
 verwandelt in Ruh,
 erneut auferstehen
 ein Ich und ein Du.

Spätherbst.

Rinnenden Regens
 heimlicher Sang,
 die Bäume tropfen
 heimlich und bang.

Die Gärten schauern,
 grau blickt der See
 und Möven lauern
 auf baldigen Schnee.

Ein Nebelstreif
 hängt über dem Wald,
 der erste Reif,
 bald kommt er, bald.

Cécil Dietschi.

* * *

Die Kerzenflamme.

Licht, das nicht blendet, sanftes Licht der Kerzen,
 mit blauem Kern dem schwarzen Docht entsteigend,
 durchsichtig noch des Wachses Rundung zeigend,

du frommes Licht, du zartes Blatt des Baumes
 verflognen Traums, der wuchs aus unsren Herzen,
 du goldne Blüte auf dem Teich des Raumes:

wie rührst du uns, vertraulich stille Flamme,
 die leise bebend ruht im Kreis der Schatten,
 wenn spät die Wälder sich der Nacht vergatten!

Und wenn ein Wind dich löscht zu böser Stunde,
 gleichst du dem Blatt, das herbstlich sich vom Stamme
 leis drehend löst und fällt zum ewgen Grunde.

Auf einen antiken Altar.

Im alten Stein die alte Form
 glänzt noch in zarter Heiterkeit,
 ein voll entrollter Blütenstern,
 des Kelches Blätter schön gereiht,

indes die Mitte leis gewölbt
 im eignen Kreise völlig ruht,
 als kreise wie durch eine Frucht
 in ihr des Sommers reife Blut,

als hätte sie der fernen Welt
 Geschenk und Reichthum treu bewahrt,
 wie Samen, der in später Zeit
 aufkeimend steht als schöne Saat.

Snez Wiesinger-Maggi.

Im Februar.

O Bäume voll von Vögeln,
 Glanzloses weites Land, du bist's — untrüglich,
 Offen meinem Herzen bis zum Rand
 Wie eine Schale. Gesprengt ist der Gürtel des Schnees
 Und neu erstehst du aus eisiger Tage Last
 In dumpfer Schwere, noch feucht und triefend und
 Bestampft mit den Spuren der Hufe.

In der Nacht.

Süßer Schatten aus dem lauen Tal der Nacht
 Es sang die Amsel wohl oftmals in der Nacht
 Sang im grauen Laub der Bäume; sacht
 Nur rinnt und schimmert in der Erde Schlaf
 Das Wasser leise dampfend, rinnt
 Weit in die Lande fort, doch mich
 Ach, hält zurück hier süßes Labfal.

Mittag.

Dämmernd liege ich im heißen Kraut
 Erhorche wie es lauernd heimlich wächst
 Und ist doch unter Erde noch zunächst
 Dort sprießt es ohne Laut.
 Die Biene nur, die summend irrt am Hag
 Durchtönt — und hie und da des Vogels Schlag
 Die schattenhafte Stille, die dem Menschen graut.

Doch stark im schwimmenden Zenithe droht
 Glüht feurig und unbeweglich dort und sticht
 Die Sonne immer mir ins Angesicht
 Wohin ich schaue, rot.

O fester Brennpunkt, der mich nie verliert
 Und mich durchkreift und immer neu gebiert
 Und immer anschaut, ehern sicher wie mein Tod.

Yvonne Moser.